

Im Eisenwalzwerk

Autor(en): **Fürst, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 50

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647940>

Nutzungsbedingungen

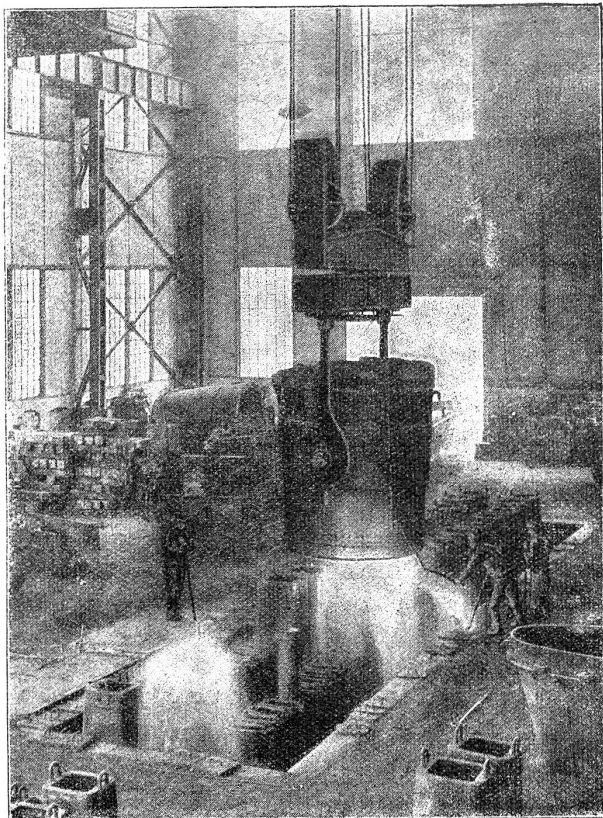
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Glessen der Walzblöcke aus der Giesspfanne.

„Lissetchen“, rief es, „weißt du das von der Weihnachtsspende für die Armen und Verlassenen? Du weißt ja alles, nicht wahr? Ich habe nichts gegeben, gar nichts! Aber es heißt: Ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besucht. Und die Obdachlosen, Lissetchen! Ich habe gesagt, man wolle mich zu Grunde richten mit der Bettlei, aber ich glaubte es ja gar nicht. Warum habe ich das gesagt? Nun wird es auf die Wage gelegt! Lissetchen, Lissetchen, hilf mir!“

Der Mund rief es leuchtend mit heiserer Stimme, und jetzt hob sich der gelbliche Kopf ein wenig und er sah schrecklich aus mit dem ungeordneten weißen Haar und den bläulichen Lippen. Lili regte sich nicht, aber ihr Mund zuckte und ihre Augen wurden groß und starr, während sie den Blick auf den unheimlichen Kopf gerichtet hielt.

Und jetzt wimmerte die Stimme vom Bett: „Ach, du kannst mir nicht helfen! Du bist ein seliger Geist. Aber laß mich noch einen Tag hier, nur einen Tag oder zwei Tage: Ich will mein halbes Vermögen, nein, mein ganzes Vermögen — ach, und die Greise! Den Greisen habe ich nur noch den halben Beitrag gegeben, und dem Tierhospital gar nichts. Aber ich zahle es nach. Alles in einem Tag. Denn Der drüben erwartet mich. Lissetchen, Lissetchen“, die Stimme wurde lauter und war qualvoll anzuhören, „gib mir ein Wort, ein einziges Wort! Du weinst, Lissetchen, du weinst? Bin ich verurteilt? Oh Gott im Himmel, Gott im Himmel, Gott im Himmel!“

Als der bläuliche Mund diese Worte rief wie in einem Fiebertaumel, hielt Lili es nicht mehr aus. Mit einem lauten Schrei entstürzte sie dem Krankenzimmer, und unter

Schluchzen nach ihrer Mutter rufend, flüchtete sie über die Treppe.

Fräulein Sabine wurde in schwerer Atemnot gefunden und man machte sich auf das unmittelbar bevorstehende Ende gefaßt.

Aber Tante Sabine, die so oft wieder erstanden war, bereitete ihrer Familie noch eine letzte Ueberraschung. Nachdem sie die Nacht in tiefem Erschöpfungszustand verbracht hatte, schien sie am Morgen völlig klar bei Besinnung zu sein. Sie nahm ihr Frühstücksgetränk mit Appetit und verlangte dann deutlich und bestimmt, daß man ihr Schreibzeug gebe. Sie kritzelte danach mit großer Mühe und einer Kraftanstrengung, die niemand der Sterbenden zugetraut hätte, eine kleine Reihe von Worten und Zahlen, verlangte das Datum zu wissen und setzte es darunter. Mit dieser Leistung aber schien sie ihre Kräfte erschöpft zu haben, denn sie fing wieder an, sonderbare Dinge zu sagen von der Erscheinung eines seligen Geistes — ihrer verstorbenen Schwester, wie sie meinte — mit dem sie sich unterredet haben wollte, und sie erzählte ernsthaft, daß ihr durch seine Fürbitte noch dieser Tag zu leben geschenkt sei. Danach fiel sie in eine Bewußtlosigkeit, aus der sie nicht mehr erwachte.

So hatte Fräulein Sabine Abschied genommen vom Leben. Am dritten Tage nach ihrem Tode wurde sie in einen Sarg aus Eichenholz gelegt und mit allen Ehren bestattet. Ein Privatchor sang an ihrem Grabe. Eine kostbare Marmortafel mit Goldschrift wurde ihr als Leichenstein gesetzt.

Kurz nach ihrem Tode kam aus den Händen der Haushälterin ein Testament zum Vorschein, in dem die Verstorbene ihr ganzes Vermögen an Werke der Wohltätigkeit vermachte. Die Greise, die Obdachlosen, die Weihnachtsspende für die Armen und Verlassenen, ja, sogar der Tierhospital, den Fräulein so oft für überflüssig erklärt hatte und andere Stiftungen wurden darin bedacht. Das Vermächtnis war vom Vorabend ihres Ablebens datiert. Es wurde von den Verwandten angefochten und auf Grund der Zeugenaussagen über den leztlichen Geisteszustand der Testatorin, der sich in den sonderbarsten Phantasien geäußert haben sollte, vom Richter als ungültig erklärt.

So hatte sich denn Fräulein Sabines Herz zu spät erweicht, zu spät für die Armen und Verlassenen, zu spät für die Obdachlosen, zu spät für die Mütterchen und Väterchen im Altersheim, zu spät für die stummen Tiere, die kein Wort haben in ihrer Qual. Ob es auch zu spät war für Fräulein Sabine im Sarg aus Eichenholz unter der marmornen Tafel mit Goldschrift?

— Ende. —

Im Eisenwalzwerk. *)

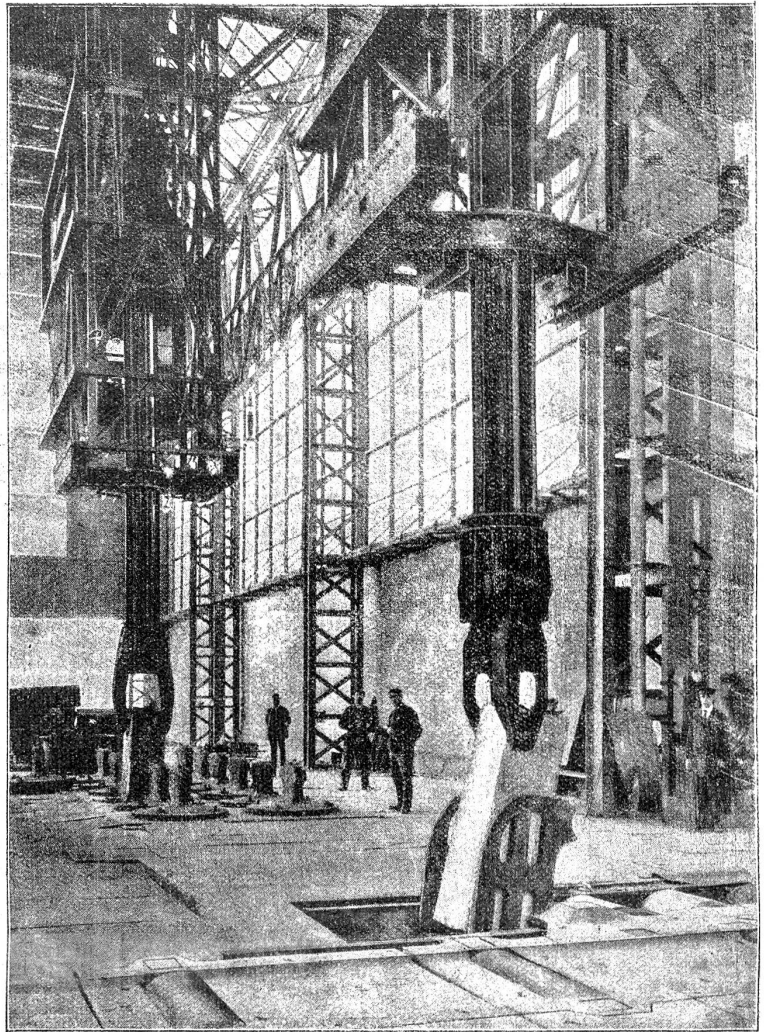
Von Arthur Fürst.

Schwer und wichtig steht in ihrer niedergeduckten Mächtigkeit die wie aus riesigen stählernen Quadern gefügte Walzmaschine da. Jeder Teil an ihr ist konzentrierte Kraft: die ungeheuren Fundamentplatten, die mächtigen Zahnräder mit dem Mammutgebiß, die armdicken Schraubenspindeln. Alles deutet auf Entschlossenheit, den härtesten Anariffen standzuhalten, jeden, auch den stärksten Widerstand zu brechen. Dieser von der Last der eigenen Schwere in den

*) Aus „Laten der Technik“. Ein Buch unserer Zeit. Herausgegeben von Hans Günther. Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Boden gewurzelte Riese ist eine Blockwalze, eine Maschine des stärksten, in der Eisenindustrie verwendeten Kalibers, deren Aufgabe es ist, einen kurzen, dicken, rohen Eisenblock so umzuformen, daß er in kürzester Frist in eine lange, schlanke Eisenbahnschiene umgewandelt werden kann. Ganz einsam steht die Blockwalze inmitten der großen, von einem feinen silberigen Dunst erfüllten Halle. In weitem Umkreis ist nur hier und da ein Mensch zu sehen, und doch soll bereits in der nächsten Minute der Walzprozeß beginnen.

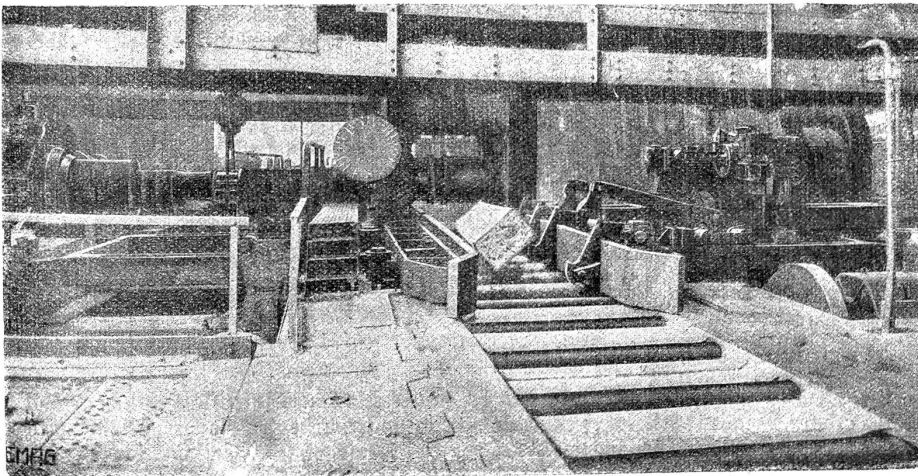
Aus dem Hintergrund der Halle kommt langsam und ruhig ein gigantischer Kran herangefahren. Eingeklemmt zwischen zwei stählernen Baden trägt er den rotglühenden Block, dessen wuchtiger Gedrungenheit man es nicht ansieht, daß er wohl zweitausend Kilo wiegt. Auch der Kran wird von unsichtbaren Händen gelenkt. Er fährt bis in die Nähe der Walze, dann senkt sich die Zange, und der schwere Block wird sanft und fast geräuschlos auf einen Kippstuhl gelegt (s. Abb. S. 679 oben). Von selbst lösen sich die Klemmbaden, die Zange geht in die Höhe, der Kran zieht sich ruhig und langsam, wie er gekommen, zurück, ganz unberührt davon, daß er soeben um eine Last von zweitausend Kilo erleichtert worden ist. Der Kippstuhl dreht sich und legt den Block flach auf den Boden. Der Block, der vor wenigen Minuten in der benachbarten Halle aus dem Schmelzofen (s. Abb. S. 678) gegossen worden ist, liegt einen Augenblick still wartend da. Er ist tiefrot gefärbt, und man merkt, daß sein Bau, eben erst gefügt, sich noch nicht bei sich selbst zu Hause fühlt. Kräfternd spritzt hier und da ein Funke auf; ab und zu schießt eine kleine Feuerzunge empor. Wechselnde Farbenshattierungen laufen über die Eisenoberfläche: es ist, als fröre sie in der kalten Welt. Man könnte denken, dieser ruhende Block atme. Eine ungeheure Glut entströmt ihm. Noch in 20 Meter Entfernung glaubt man die Augen versenkt; man weiß nicht, ob von der Hitze oder der Glut des auf sie einströmenden roten Lichtes. Bößlich ein dumpfes Dröhnen. Aus der breiten eisernen Brücke, die vom Ruheplatz des Blockes zur Walze führt, ragen in kurzen Zwischenräumen die runden Rücken kräftiger stählerner Rollen um wenige Zentimeter heraus. Diese Rollen haben sich in Bewegung gesetzt, und sie schieben nun, indem eine ihn der anderen zuführt, den schweren Block mit einer Schnelligkeit und spielenden Leichtigkeit vorwärts, die aufs höchste überrascht. Von Rolle zu



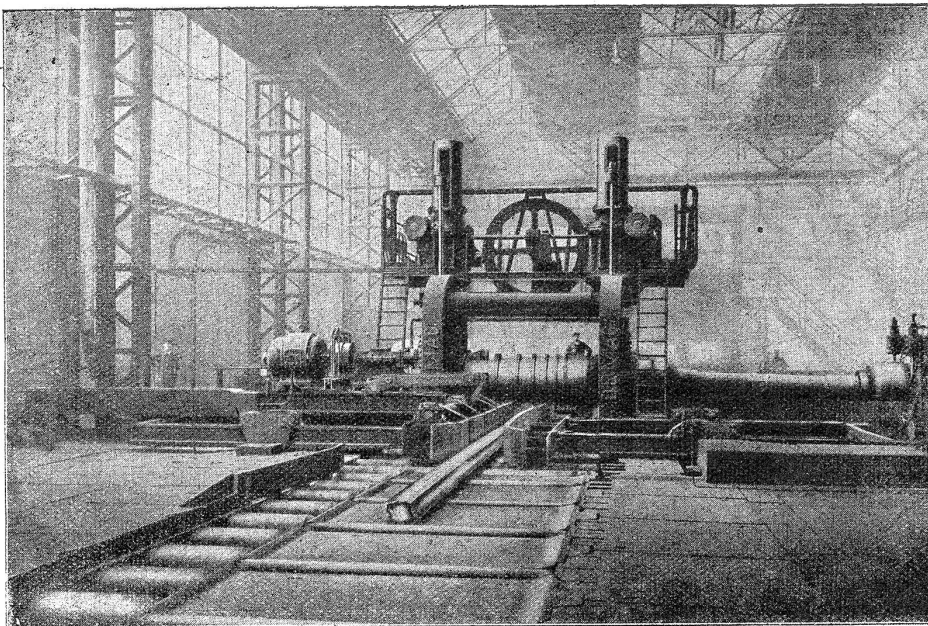
Der Zangenkran legt den Walzbock auf den Kippstuhl.

Rolle tanzend, stürzt der Block, umsprüht von Funken, vorwärts wie ein wildes Tier.

Da läßt ein donnerndes Getöse den Boden und die Halle erbeben. Die Blockwalze hat sich in Bewegung gesetzt. Siebentausend Pferdekkräfte, geliefert von einem Elektromotor, einer Dampf- oder Gasmaschine, drehen mit großer Geschwindigkeit die schweren stählernen Walzen, zwischen denen der Eisenblock hindurchgeleitet werden soll, um an Dicke zu verlieren, an Länge und innerer Festigkeit zu gewinnen. In tollem Lauf wirbeln die Massen an der Walze um und um, der rotglühende Block faucht und prasselt über den Rollgang, die Erde bebt, das Hallendach zittert. Jetzt hat der Block die Maschine erreicht, er fährt gegen die beiden Walzen, die zwischen ihm einen Spalt offen lassen, der niedriger ist als die Höhe des Blockes. Er will sich hineinzwängen, die Walzen packen ihn — und nun kommt ein Augenblick, wo dem Zuschauer der Atem stockt, wo er mit aufgerissenen Augen auf eine Katastrophe wartet. Im gleichen Moment, wo die Walzen den Block packen, ist



Kant- und Verschiebevorrichtung eines Blockwalzwerkes. Die hohen Lineale dienen zum Festhalten des auf die schmale Kante gestellten Blocks.



Zweifach-Umkehr-Blockwalzwerk von 1150 mm Walzendurchmesser für Blöcke bis zu 500 t Gewicht, angetrieben durch eine umkehrbare Dampfmaschine, mit elektrisch betriebenen Kant- und Verschiebe-Vorrichtungen, die den Block nach jedem Stich kanten und vor das folgende Kaliber schieben.

lautlose Stille eingetreten. Die gewaltige Maschine ist mit einem Ruck stehen geblieben, siebentaufend Pferdekkräfte wurden im Bruchteil einer Sekunde angehalten und vernichtet. Man meint, der ungeheure Stoß, der eine Quadermauer ohne weiteres umstürzen würde, müsse auch die Walzmaschine sprengen. Doch sie hält mit ihrer wuchtigen Kraft ruhig stand, und im nächsten Augenblick hat die Zugmaschine genügend Kraft aufgeholet. Gebrüll und Getöse erheben sich von neuem, die Walzen drehen sich, der Eisenblock wird durch den Spalt gequetscht, und schon liegt er, um einen halben Meter gereckt und immer noch Funken sprühend, auf der anderen Seite der Walze.

Wieder ein Augenblick der Stille. Aus einer Spalte im Boden kommen eiserne Arme hervor, die den Block hochkant stellen und ihn zugleich zur Seite schieben (s. Abb. S. 680), vor eine Stelle, wo der Spalt zwischen den beiden Walzen etwas niedriger ist. Dann fährt auf dieser Seite der Walzmaschine der Rollgang an, die Walzen werden in entgegengesetzter Richtung gedreht wie vorher, und von neuem quetscht sich der Block hindurch, um diesmal als eine dicke Stange aus dem Prozeß hervorzugehen. Dieser Vorgang wiederholt sich in einem zweiten, kleineren Walzwerk noch mehrere Male. Hier rollen gegen vierhundert Pferdestärken die Walzen bald rechts, bald links herum. Unsichtbare Hände spielen mit den ungeheuren Kräften wie Kinder mit ihrem Sandball. Es ist, als sei der Mensch Herr jeder Stärke, jeder Kraft, als könne er Berge von ihrem Blake rücken und Weltkörper aus ihrer Bahn zwirren. Man sieht eine bewundernswerte Beherrschung der Materie, ein freies Schalten mit Kräften, die des Menschen geringe Muskelstärke unendlich weit überragen. Es dauert nicht zehn Minuten, und aus dem kurzen, gedrungenen Block ist eine dreißig Meter lange, in roter Glut strahlende Eisenbahnschiene geworden. Der Rollgang, der das fertige Walzprodukt aus der Maschine empfängt, gibt es sofort weiter in die Halle hinein, wo an einer Stelle schon eine flöbige Kreisäge wartet, die von der glühenden Schienenstange mit Getöse und Geprühe Stücke in der vorgeschriebenen Länge einer Staatsbahnschiene schneidet. Dann wandern die Stücke bis zur Abnahme hinaus in den Lagerhof.

Der ganze Walzprozeß ist von unsichtbaren Händen erledigt worden. Raum ein Arbeiter ist in die Nähe des Werkstücks gekommen, bis es zur Kreisäge gelangte. Ge-

heimnisvolle Mächte, die übermenschlichen Kräften gebieten, scheinen hier am Werk zu sein. Und doch sind es auf dem Kran und an den Maschinen, die den Rollgang und die Walzen in Bewegung setzen, nur ein paar rußige Menschen, die, durch Wellblechwände vor der Hitze des glühenden Metalls geschützt, einige Hebel betätigen. Der große Fortschritt, den die Technik nicht nur im Walzprozeß, sondern an allen Fabrikationsverfahren während der letzten Jahrzehnte gemacht hat, tritt klar vor Augen, wenn man die Menschenleere um eine moderne selbsttätige Blockwalze mit dem Gewimmel vergleicht, das auf Menzels bekanntem Gemälde „Eisenwalzwerk“ herrscht. Zwei Motive haben augenscheinlich den Künstler zu diesem Werke veranlaßt: die fernig-kraftigen Gestalten der in großer Zahl an der Maschine tätigen Walzwerker und das flutende Licht, das von dem weißglühenden Eisenblock ausgeht. Keines der beiden Motive ist heute

mehr an der Blockwalze zu finden. Die Kraft des Arbeiters ist völlig ausgeschaltet, da der Transport des überschweren Werkstücks von den Maschinen spielend besorgt wird. Und der Eisenblock strahlt auch nicht mehr in sprühender Weißglut, da es bei den jetzt viel kräftiger gehaltenen Walzen genügt, wenn der Block nur rotglühend, also bedeutend härter ihnen zugeführt wird. Das Bild des Walzprozesses ist dadurch weniger malerisch geworden; der technische Vorgang jedoch ist grandioser, weil der Mensch jetzt ungeheure Kräfte mit einem Fingerdruck zu beherrschen weiß.

Vo me ne Sonderbundsveteran.

Von Hans Julliger.

Zoberischt i üsem Dörfli, scho schier unger em Chräjbärg zueche, isch am stryrtbere Bord no nes Hei. Ds Hus isch z'mitts i dr Hoschttert innen, un es Gärkli mit de schönschte rote Nägeli, mit Zelen u Wändli u Rosestöd isch dervor zueche. Alles isch sufer un i der Orniq, em Morge hei sie dert z'erscht d'Sunnen un am Abe syn es die Lefschte, wo se gseh ga. Un i de Wintere, wo sie unger im Tal der Näbel huuret u nid wott lugge, hei sie dert am Chräjewald heiter u gseh über e Näbel ewäg wie über ne große See.

Dert oben isch der alt Tschäppätmggell beheime gsi, es chlys Gaderhädeli mit krumme Bi, eme ne verrunzelten u brune Gring wie ne Renettesch im Meie, u mit Neugli wie ne Spagh eso tiffigi.

Er isch im Stöckli gwohnt u het der eltscht vo syner Buebe la pure, da wo iße no druffen isch uf em Guet. Nume d'Beji sy no syner gsi. U we men öppen isch gag em Wald zue gange, de isch gwünd der Mgagel vom Bejihüsi här unger der Hoschttert vüre cho z'stoffe.

„See! Preijerts der eso? Springsch ja bigoscht wie nes Ländersäuli!“

Derzue het er mit em ganze Zyerblatt glachet, daß all syner Rungele no sy länger u teufel worde. De het men ihm gwartet. Er het der Name gha für ne wärlige Brächti, u richtig, eso hurli isch men ihm de nümme los cho, da alt Ma het chönnen erzelle wie ne Junge, u gspähet het er wie se zweuten im Bief.